



DAS

STIFTUNGSFEST

DER

KAISER - WILHELMS - UNIVERSITÄT

STRASSBURG

AM 1. MAI 1893.



STRASSBURG

Universitäts-Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz
(Heitz & Mündel)

1893.



Am 17. April 1893 hat der akademische Senat den Beschluss gefasst, dass bei Gelegenheit der diesjährigen Feier des Stiftungstages der Universität gleichzeitig auch die im Lichthofe aufgestellte Büste des am 15. April 1891 verstorbenen Professors der Theologie, Eduard Reuss, enthüllt werden solle; dabei sollten jedoch mit Rücksicht auf die ungünstigen Erfahrungen, die man bei früheren Anlässen hinsichtlich der akustischen Verhältnisse des Lichthofes gemacht hatte, der herkömmliche Festakt selbst und die Enthüllungsfeier räumlich getrennt bleiben.

Der feierliche Rektoratswechsel fand daher wie üblich in der Aula statt. Der Kaiserliche Statthalter in Elsass-Lothringen, Seine Durchlaucht Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, zahlreiche Damen und ein grosser Theil der Studentenschaft hatten sich zur Theilnahme an der Feier eingefunden, die sämmtlichen studentischen Korporationen hatten Fahngruppen entsandt. Ein Gesangsvortrag des verstärkten akademischen Gesangsvereins, unter Leitung von Professor Dr. Jacobsthal, eröffnete die Feier. Der Prorektor, Professor Dr. Nowack, erstattete alsdann den Jahresbericht (siehe S. 5 ff.), worauf der gegenwärtige Rektor, Professor Dr. Schwalbe, seine (auf S. 13 ff. abgedruckte) Antrittsrede über «Einige Probleme der physischen Anthropologie» hielt.

Nach seiner Rede lud der Rektor die Festversammlung ein, sich nach dem Lichthofe zu begeben, um dort der feierlichen Enthüllung der Büste von Eduard Reuss beizuwohnen. Ein Choral leitete auch hier die Feier ein, worauf Professor Dr. Nowack mit der, Seite 39 ff. abgedruckten Rede an die Verdienste des grossen elsässischen Theologen erinnerte. Als dann die Hülle von dem Denkmal fiel, zu dessen beiden Seiten die Fahngruppen der studentischen Vereinigungen sich aufgestellt hatten, stimmte der Sängerkhor einen von Professor Dr. Jacobsthal für das Fest komponirten Schlussgesang an.



JAHRESBERICHT

ERSTATTET VON DEM

PRORECTOR DR. W. NOWACK

O. PROFESSOR DER THEOLOGIE.

Hochansehnliche Versammlung!

Als zeitigem Prorector fällt mir die angenehme Aufgabe zu, Sie bei der heutigen Feier unseres Stiftungsfestes willkommen zu heissen. Ich thue das in herzlicher Freude, weil wir überzeugt sind, dass die, welche hier mit uns feiern, ein Interesse für das Gedeihen dieser unserer Hochschule haben und etwas davon wissen, welche Bedeutung unsere deutschen Universitäten mit ihrer meist in der Stille sich vollziehenden Arbeit, welche dem blöden, kurzsichtigen Auge oft wie ein angenehmer Müssiggang erscheint, bis zur Stunde noch für das gesunde geistige Leben unseres Volkes haben.

Das verflossene Jahr ist für den Lehrkörper unserer Hochschule ein bedeutungsvolles gewesen. Nicht weniger als drei unserer Kollegen wurden aus unserer Mitte abgerufen. Am 2. April starb der Privatdozent der medicinischen Fakultät, Dr. Schrader, an demselben Tage, an dem seine Ernennung zum ersten Assistenten an der medicinischen Klinik ausgefertigt und damit ein lange von ihm gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen war. Wie viele Entbehrungen hatte er sich auferlegt, mit welchem rastlosen Fleisse hatte er vorwärts gestrebt und nun, da er die Hand ausstreckte, um die Früchte seiner Arbeit zu pflücken, wurde er plötzlich abgerufen, wahrscheinlich ein Opfer seines ärztlichen Berufes, in welchen er sich die tödtliche Krankheit zuge-

zogen. Seine Lehrer und späteren Kollegen, seine Freunde und Schüler, denen er sich mit seltener Treue hingab, werden ihm ein dankbares Gedächtniss bewahren. — Am 31. Mai verschied der ordentliche Professor der theologischen Fakultät, Dr. Alfred Krauss, welcher seit dem Jahre 1873 an unserer Hochschule gewirkt. Wohl war er schon seit mehreren Semestern in seiner besten Kraft gebrochen, nachdem ihn ein unheilbares Leiden erfasst, aber dennoch wirkte er mit Aufbietung seiner letzten Kraft bis zum Schlusse des Wintersemesters 1891/92. Wer im täglichen Verkehr mit ihm das Mass von Willenskraft gesehen, mit dem der Verstorbene den siechen Körper sich noch bis zuletzt dienstbar zu machen wusste, wer den christlichen Heldenmuth erkannt, mit dem unser Kollege sein in mehr als einer Beziehung schweres Geschick trug, der musste mit Bewunderung zu ihm aufschauen und es sich gestehen, dass hier eine Quelle der Kraft in der Verborgenheit sprudelte, von der die Meisten nichts ahnten. Wie sein ganzes Herz unserer Universität gehörte, der er die besten Jahre seines Lebens geweiht, und der er auch noch in seinem Testamente gedachte, durch das er seine reichhaltige Bibliothek dem theologischen Seminar überwies, so werden auch wir sein Andenken allezeit in Ehren halten. — Am 4. December endlich wurde nach kurzer Krankheit der ordentliche Professor der medicinischen Fakultät, Dr. Joessel, abgerufen, einer der wenigen, die seit der Stiftung unserer Universität dem Lehrkörper derselben angehört haben. Ein Mann von seltener Treue und Gewissenhaftigkeit, der in seinem Beruf sich oft über das Mass seiner Kraft anstrengte, ein Mann der lautersten Gesinnung, der, ein Sohn dieses Landes, ganz und voll zu uns gehörte und seinen Stolz darin setzte, ein Glied der deutschen Kaiser-Wilhelms-Universität zu sein, ein Lehrer von seltenem Lehr-erfolge, allezeit hilfsbereit seinen Kollegen wie seinen Schülern, so steht er vor uns und so soll sein Gedächtniss allezeit unter uns in Segen bleiben.

Durch Emeritirung schied aus unserem Lehrkörper der ausserordentliche Professor und Lector der englischen Sprache Dr. Levy, durch Berufung zum ordentlichen Professor der Theologie in Kiel der ausserordentliche Professor Dr. v. Schubert, der Privatdocent in der philosophischen Fakultät Dr. Jensen durch die Berufung zum ausserordentlichen Professor der orientalischen Philologie an der Universität Marburg und der Privatdocent in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät Dr. Hallwachs durch die Berufung zum ordentlichen Professor der Elektrotechnik an die technische Hochschule zu Dresden. — Habilitirt haben sich im Laufe des letzten Jahres Forstrath Ney für die forstwissenschaftlichen Fächer, Dr. Schneegans für die romanischen Sprachen und Litteraturen, Dr. Rud. Fischer für das Fach der englischen Sprache und Litteratur, Dr. Norden für das Fach der klassischen Philologie und Dr. Heinze für das Gebiet der klassischen Alterthumswissenschaft. Zugleich ertheilte die philosophische Fakultät die *venia legendi* dem kgl. preussischen Geh. Regierungsrath und ordentlichen Professor Dr. Friedländer aus Königsberg. Neu berufen wurden in der theologischen Fakultät der bisherige Privatdocent an der Universität zu Halle Dr. Ficker und der bisherige Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin Dr. E. Mayer zu ausserordentlichen und der bisherige Professor am Predigerseminar zu Friedberg Dr. Smend zum ordentlichen Professor; in der juristischen Fakultät der frühere Privatdocent Dr. von Hippel, zu Kiel, zum ausserordentlichen Professor und in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der bisherige ordentliche Professor Dr. Schär, zu Zürich, zum ordentlichen Professor und Direktor des pharmazeutischen Instituts.

Unter den Schülern unserer Hochschule hatten wir nur den Tod eines zu beklagen, des Studenten der Jurisprudenz Otto Recknagel, der fern von seiner Heimath nach kurzer Krankheit hier am 26. Mai entschlief. Der Besuch unserer

Hochschule hielt sich, trotz der im übrigen Deutschland überall sinkenden Frequenz, im Wesentlichen auf der Höhe des vorhergehenden Jahres. Im Sommersemester zählten wir 915 immatrikulierte Studenten und 51 Hospitanten, im Wintersemester 979 Studenten und 76 Hospitanten. Stipendien wurden im Sommer an 156 Bewerber verliehen und zwar 23 973 Mk. (darunter 7300 Landesstipendien), im Winter an 175 Bewerber 24 088 Mk. (darunter 7860 Mk. Landesstipendien). Ausserdem gelangte wieder das Engelmann-Stipendium mit 2480 Mk. zur Unterstützung junger Gelehrter bei historischen und geographischen Forschungen zur Vertheilung. Bismarckstipendien wurden an folgende Bewerber, deren Namen heute stiftungsgemäss zu verkündigen sind, verliehen:

Sommer-Semester 1892:

Stud. theol.	Fuesslein Johannes
" "	Steckmetz Johannes
" "	Stuhlfauth Georg
" iur.	Eisemann Hugo
" "	Hüttemann Alfred
" med.	Buhecker Alfons
" "	Renner Wilhelm
" "	Dreyfuss Isidor
" "	Dahlem Arnold
" phil.	Sonnefeld Gottfried
" math.	Wellstein Josef

Winter-Semester 1892/93:

Stud. theol.	Forsthoff Heinrich
" "	Henninger Heinrich
" "	Krohn Wilhelm
" "	Wewer Ernst
" iur.	Braunagel Emil

Stud. med.	Payeur Josef
" "	Schumann Friedrich
" "	Hamburger Robert
" "	Schaeffer Karl
" phil.	Metzger Emil
" "	Hertel Oskar
" math.	Goetz Emil.

Promotionen fanden 90 statt, von denen 4 und zwar Ehrenpromotionen auf die theologische, 3 auf die rechts- und staatswissenschaftliche, 55 auf die medicinische, 18 auf die philosophische und 10 auf die mathematische und naturwissenschaftliche Fakultät fielen.

Von den gestellten Preisaufgaben sind drei mit Erfolg bearbeitet worden. Es haben den vollen Preis erhalten: cand. theol. et phil. Tjitze de Boer aus Wirdum, cand. jur. Hugo Weithase aus Langensalza, und stud. phil. Daniel Abegg aus Bremen.¹

Bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität von Dublin war unsere Hochschule durch den damaligen Prorektor Herrn Professor Dr. Knapp, auf dem internationalen Orientalistencongress zu London durch die Herren Professoren Hübschmann und Leumann vertreten. Der Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers wurde auch in diesem Jahre in der Aula gefeiert, wobei Herr Prof. Dr. Michaelis die Festrede hielt. Sie zeichnete uns das Bild von der Entwicklung der attischen Kunst bis zur Erreichung ihres Gipfelpunktes, den uns die neuen Entdeckungen und Forschungen enthüllen. Wenn der verehrte Redner am Schlusse seiner Darlegungen darauf hinwies, wie jene in neuerer Zeit hervorgetretene Forderung der Loslösung unserer modernen Bildung von dem klassischen Alterthum im letzten Grunde auf einer Verkennung des Wesens und Werthes

¹ Das Nähere hierüber, sowie die neuen Preisaufgaben siehe S. 47 ff.

des Hellenenthums für unsere Zeit beruhe, wenn er nicht nur den Wunsch, sondern die feste Hoffnung aussprach, dass unser Vaterland auch künftig nicht andere Nationen um diesen nie versiegenden Quell idealen Sinnes werde zu beneiden haben, so war das gewiss vielen unter uns aus der Seele gesprochen: das rechte Wort zur rechten Zeit.

Von allgemeinerem Interesse ist vielleicht das von der Kommission für Herausgabe des Strassburger Urkundenbuches angeregte Unternehmen, die Matrikeln der alten Strassburger Hochschule herauszugeben. Der Senat hat auf das Wärmste bei der Landesregierung dies Unternehmen unterstützt, wird es doch in mehr als einer Beziehung fruchtbringend sein: nicht nur für die Geschichte vieler deutschen Familien und Gelehrten, es wird vor allen Dingen auch so offenbar werden, in welcher engen Verbindung die alte Strassburger Hochschule mit Deutschland stand, auch nachdem Strassburg von ihm losgerissen war.

Es bleibt mir endlich noch zu erwähnen, dass das akademische Plenum in seiner Sitzung am 4. Februar Herrn Prof. Dr. Schwalbe zum Rektor gewählt und dass Se. Majestät der Kaiser alsbald diese Wahl bestätigt hat. Möchte unserer Hochschule unter seinem Rektorat ein neues Jahr ruhiger gedeihlicher Entwicklung beschieden sein. Mit diesem Wunsche fordere ich nun Se. Magnificenz auf, das neue Jahr mit seiner Festrede zu eröffnen.

ÜBER EINIGE PROBLEME
DER
PHYSISCHEN ANTHROPOLOGIE.

REDE

GEHALTEN VON DEM

RECTOR DR. G. SCHWALBE

O. PROFESSOR DER ANATOMIE.



Hochansehnliche Versammlung!

An dem festlichen Tage, den wir heute begehen, bei der Feier des Stiftungsfestes unserer Kaiser-Wilhelms-Universität, ist es für den neuen Rector eine angenehme Pflicht, aus dem engeren Fakultätsverbande heraus zu den anderen Fakultäten der Hochschule in nähere Beziehung zu treten. So mag denn auch die von mir vertretene Wissenschaft aus dem Kreise der medicinischen Fakultät heraus willkommenen Anschluss suchen an die durch unsere Gesamt-Universität vertretenen universellen Bildungsaufgaben; — sie mag sich hinauswagen auf ein Gebiet, welches, obwohl zu den jüngsten gehörend, die der menschliche Geist sich erobert hat, bereits weithin zu vielen anderen Gebieten wissenschaftlicher Forschung seine Grenzen ausgedehnt hat und mit ihnen in innigen Verkehr getreten ist.

Von der jüngsten Tochter der Anatomie, von der physischen Anthropologie will ich reden!

Nicht trockene Definitionen gewähren einen Einblick in das Wesen einer Wissenschaft; nein! — eintreten müssen wir in ihre Werkstätte, müssen uns mit ihren Methoden vertraut machen, dem Gedankengange des Werkmeisters folgen, welcher sie beherrscht und seinen Ideen dienstbar macht. Dann eröffnet sich uns auch hier ein neues weites

Gebiet, schön, wie jedes andere, für jeden, der sich die Mühe nimmt, mit offenem unbefangenen Sinn Ausblick zu halten, — unermesslich weit zugleich, mit jedem Schritt neue Fernsichten gewährend.

Wollen wir uns aber in diesem neuen Lande nicht verirren, so heisst es Entsagung üben, uns beschränken auf das, was unser Können nach ernster wissenschaftlicher Schulung ausmacht. Gar schwer mag uns wohl diese Entsagung werden, wenn unser Weg andere Gebiete berührt oder gar durchkreuzt. Wie verlockend könnte es da scheinen, sich in diesen neuen Regionen länger aufzuhalten, weiter in sie einzudringen! Merken wir doch kaum, dass unser Können nicht dazu ausreicht, neue Schätze in diesem Nachbarlande zu entdecken, sondern uns zunächst nur befähigt, unter sicherer Führung auf bekannten längst begangenen Pfaden zu wandeln.

So beschränke sich der Anatom in seinem Bemühen, einen Beitrag zu liefern zur Geschichte des Menschengeschlechts; mitzuarbeiten an der universellen Anthropologie, welche gemeinsam alle Forscher interessirt, darauf, sich seiner eigenen Werkzeuge zu bedienen, seine Kenntnisse in den Dienst des grossen Ganzen zu stellen.

Und dies Gebiet, welches dem Anatomen zufällt, ist die physische Anthropologie, die Naturgeschichte des Menschen. Hier ist seine Domäne, hier hat er aber auch dafür zu sorgen, dass nicht Eindringlinge ohne anatomische Vorbildung dilettantenhaft ihr Wesen treiben.

Was will nun diese physische Anthropologie? Was kann sie erreichen und was beitragen zu den Endzielen der gesammten Anthropologie?

Eine Naturgeschichte des Menschen hat zunächst die mannigfachen Erscheinungsformen, unter denen das Menschengeschlecht uns heut zu Tage entgegentritt, genau zu beschreiben. Wie abweichend erscheinen nicht nach Körpergrösse und Proportionen, nach Kopfform und Gesichtsbildung,

nach Hautfarbe und Haarwuchs die verschiedenen unsere Erde bewohnenden Völker! Wie berechtigt erscheint es demnach, von den körperlichen Verschiedenheiten ausgehend, eine Eintheilung in Racen oder Varietäten des Menschengeschlechts zu versuchen! — Eine sorgfältige Aufnahme aller unterscheidenden körperlichen Eigenschaften ergibt sich daraus für den Forscher mit Nothwendigkeit; — genaueste anatomische Studien auf diesem Gebiete sind das Werkzeug, mittelst dessen wir im Stande sind, eine solche Racen-Anatomie zu begründen. Je mehr wir uns aber vertiefen, um so schwerer wird es, die Anfangs so gross erscheinenden Unterschiede zwischen den Varietäten des Menschengeschlechts festzuhalten. Allmähliche Uebergänge belehren uns, dass künstlich nur die Schranken sind, welche wir bei jedem Versuche einer Eintheilung ziehen. Die niedersten Racen sind nicht so roh organisirt, dass sie nicht als Menschen erscheinen von unserem Fleisch und Blut, — und andererseits die höchststehenden Varietäten des Menschen können Körpermerkmale zeigen, welche wir als thierähnlich zu bezeichnen pflegen. — So kommen wir zu dem Resultat der Einheit des Menschengeschlechts. Die Menschen, welche gegenwärtig unsere Erde bevölkern, sind anatomisch trotz mancher Verschiedenheiten, so innig verwandt, dass wir sie als einer Abstammung betrachten müssen.

Dies aber zugegeben, gelangt man zu der weiteren Folgerung, dass in den Urfängen des Menschengeschlechts eine Verschiedenheit, welche zur Abgrenzung von Racen berechtigt hätte, noch nicht bestanden haben kann. Daraus ergeben sich aber wieder neue Fragen mannigfaltiger Natur. Welches sind die Ursachen gewesen für eine Ausbildung der Racen-Verschiedenheiten? In wie weit lässt sich noch nachweisen, dass diese Verschiedenheiten etwa bedingt worden sind durch verschiedene klimatische Verhältnisse, durch den

verschiedenen Kampf um das Dasein, welchen die Menschen bei ihren Wanderungen von der Urheimath aus unterworfen waren? Lässt sich aus sorgfältiger Erwägung dieser Verhältnisse und der verschiedenen racen-anatomischen Merkmale etwa noch ermitteln, welche der jetzt lebenden Racen noch am getreuesten den Körperzustand des Menschen der Urzeit bewahrt hat, und ferner, wohin nach alledem wir die Urheimath des Menschengeschlechts zu verlegen haben?

Alles das sind Aufgaben, welche mit vollem Recht dem Forschungsgebiet des Anatomen zufallen. Zwar soll nicht verkannt werden, welch grosse Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für die Ermittlung des Zusammenhanges der verschiedenen Völker zukommt. Meines Erachtens aber kann die Linguistik zwar wesentliche Beiträge liefern für die Beantwortung jener Fragen, aber keineswegs den Anspruch erheben, wie es häufig geschieht, allein, ohne Berücksichtigung der körperlichen Verhältnisse die Genealogie der Menschenracen zu construiren. Doch will ich nicht den Fehler begehen, als Laie abzuurtheilen über ein Gebiet, welches mir fern liegt. Nur aufrecht erhalten muss ich die fundamentale Bedeutung der anatomischen Forschung für die vorhin charakterisirten Aufgaben. Dass die vergleichende Sprachwissenschaft wesentliche Hilfe leistet, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Was nun weiter? Soll die Anthropologie hier stehen bleiben, soll sie nicht weiter untersuchen die Stellung des Menschen in der Natur? Soll sie nicht auf die Erforschung der Herkunft des Menschengeschlechts eingehen? Niemand wird hier dem Forscher halt gebieten können. Andere aber sind die Werkzeuge, mit denen er hier arbeitet. Während der Anatom beim Studium der Racenlehre sich im wesentlichen auf seine eigene Kraft angewiesen sieht, aber auch Hilfe sucht und findet bei der vergleichenden Sprachwissenschaft und Ethnographie, betritt er hier ein Feld, in welchem scheinbar aller Speculation Thür und Thor geöffnet ist, der

sichere Boden sich unter den Füßen zu verlieren scheint. Die ältesten Reste des Menschengeschlechts, die geologischen Schichten, in denen sie gefunden werden, die Beigaben von Werkzeugen, die Thierreste, mit denen sie vereint dem Schoße der Erde entrissen wurden, bilden hier das nächste Forschungsgebiet. Geologie und Archäologie müssen hier vereint wirken, um das Geheimniss der zeitlichen Aufeinanderfolge der ausgegrabenen Reste zu entschleiern; der Anatomie aber fällt die Aufgabe zu, das, was vom Menschen der Urzeit blieb, mit Thier und Mensch zu vergleichen. So wird eine Geschichte der frühesten Zeiten des Menschengeschlechts geschrieben ohne schriftliche Ueberlieferung.

Im Vorstehenden habe ich es versucht, in aller Kürze die idealen rein wissenschaftlichen Aufgaben anzudeuten, welche der physischen Anthropologie anheimfallen. Ihre Thätigkeit ist aber nicht dabei stehen geblieben. Gerade in neuester Zeit machen sich Bestrebungen nach einer ganz anderen Richtung geltend, welche darauf zielen, die Anthropologie in den Dienst der Socialwissenschaften zu stellen, sie zu einer Hilfswissenschaft für diese zu gestalten. Hier ist vor Allem der jetzt so populären Bewegung zu gedenken, die körperlichen Eigenschaften der Verbrecher in einen Gegensatz zu bringen zu denen moralisch gesunder Personen, einer Bewegung, die besonders seit Lombroso's Schriften mancherlei gar kühne Hypothesen gezeitigt hat, welche vor einer strengen Kritik nicht Stand halten. Von grösstem praktischen Werth sind dagegen Bertillon's Bemühungen, durch genaue Messung und Beschreibung der einzelnen Theile des Körpers die Individualität von Verbrechern behufs späterer Identificirung festzulegen.

Ueberall aber in der physischen Anthropologie auf rein theoretischem Gebiete sowohl wie auf praktischem wird durch die gewaltige Variabilität innerhalb ein und derselben Menschenvarietät, ja ein und desselben Volksstammes, nicht minder wie durch die Mischung der Völker mit einander die

Lösung der Aufgaben erschwert. Die Prüfung der verschiedenen Racen auf körperliche Unterschiede erfordert deshalb die Untersuchung zahlreicher Individuen. Nicht das einzelne Individuum giebt die Eigenthümlichkeiten seiner Race wieder, sondern nur die Summe der Individuen. Daraus folgt, dass grosse Zahlenreihen bewältigt werden müssen — und hierbei bedient sich der Anthropologe der Methoden der Statistik. Graphische und kartographische Darstellungen bilden willkommene Hilfsmittel, um uns die verschiedene Vertheilung der körperlichen Eigenschaften einer Individuengruppe und innerhalb eines bestimmten Erdgebiets sinnlich zu veranschaulichen.

Es ist mir in dieser kurzen Skizze der Aufgaben, welche sich die physische Anthropologie stellt, oder welche ihr gestellt werden, der Probleme, welche sie zu lösen hat, nur möglich gewesen, einige allgemeine Andeutungen zu geben. Ein concreter Fall möge dieselben lebendiger gestalten, die Art und Weise anthropologischer Forschung erläutern.

Ich wähle zur eingehenderen Besprechung einige Probleme aus, welche eine genauere Beschäftigung mit der Urbevölkerung Amerikas dem denkenden Anthropologen darbietet. Zwei Gesichtspunkte sind es, welche mich in der Auswahl gerade dieses Gebietes leiten. Sind es doch nunmehr 400 Jahre, seit die Rückkehr des kühnen Entdeckers von seinem Zuge ins Unbekannte der staunenden Welt die Kunde brachte, dass nunmehr Seneca's prophetische Worte in Erfüllung gegangen sind, welche also lauten: „Es werden Zeiten kommen, in welchen der Oceanus die Schranken durchbrechen wird. Da wird die Erde sich weit öffnen, neue Kreise werden sich aufthun und nicht mehr Thule das äusserste Ende der Welt bedeuten.“

Die damals entschleierte neue Welt, sie feiert am heutigen Tage das Gedächtniss ihrer Auferweckung aus langem latenten Dasein durch die Eröffnung der grossartigsten Ausstellung der Erzeugnisse der gesammten Welt.

An dieser Jubelfeier einen bescheidenen Antheil zu nehmen, ist die äussere Veranlassung, welche mich in der Wahl des Gegenstandes leitet. Der andere Grund liegt in diesem Gegenstande selbst. Was kann es für den Anthropologen Verlockenderes geben, als die Bevölkerung eines Landes zu untersuchen, welche bis zu Columbus' Grossthat durch die natürlichen Schranken unermesslicher Meere abgeschlossen, eine von aussen unberührte Existenz geführt hatte. Denn die frühzeitige Berührung der nordöstlichen Theile Nord-Amerikas durch die Züge der ruh- und rastlosen Normannen können hier nicht in Betracht kommen. Von ihnen war keine Kunde über ihre nächste Umgebung vorgedrungen. Die spanischen Entdecker trafen also ein vollkommen unberührtes Gebiet.

Wie waren nun jene Menschen beschaffen, welche die Spanier auf den Bahama-Inseln, auf Cuba und Haiti antrafen, welches war ihre körperliche Erscheinung? Auf den alten Karten aus der Zeit kurz vor der Entdeckung Amerikas, so z. B. auf dem berühmten Behaim'schen Globus, bevölkern wunderliche Fischmenschen und andere Meerungeheuer das weite inselreiche Meer, welches sich daselbst zwischen Europas Westgestade und den Ostküsten des fernen Indien ausbreitet. Räthselhafte Inseln, Atlantis, Antilia und andere sind eingetragen und mit der Bemerkung versehen, dass wunderliche Leute auf denselben hausen. Solche meinten die Entdecker zu finden. Wie ganz anders die Wirklichkeit. Als der Morgen des 12. Oktober 1492 den Schleier zerriss, der das Nachts schon wahrgenommene, geheimnissvolle neue Land, Guanahani, verhüllte, traten den Spaniern wohlgebildete, harmlose Menschen entgegen, zwar von einfachem Culturbesitz, aber körperlich beschaffen wie die Spanier selbst. Doch ich will mich hier der eigenen Worte des Columbus bedienen. Er sagt: „Sie waren sehr hübsch gewachsen, hatten schöne Körper und Angesichter; ihre Augen sind schön und keineswegs klein; ihre Farbe ist nicht schwarz, sondern wie die

der Eingeborenen der canarischen Inseln.“ Von den Bewohnern aber der Insel Haiti heisst es später: „Die Christen sagen, im Vergleich mit anderen Eingeborenen seien Männer wie Frauen entschieden schöner und weisser als die bisher gesehenen; sie sahen Frauen, die beinahe so weiss waren wie Spanierinnen.“ Und als endlich auf seiner dritten Reise Columbus das Festland von Amerika an der Orinoco-Mündung entdeckte, war er erstaunt, hier und auf der Nachbar-Insel Trinidad Menschen zu finden, welche noch heller waren, als alle bisher gesehenen. Auch von ihrer gesammten körperlichen Erscheinung erhielt er wiederum einen äusserst angenehmen Eindruck. Diese anmuthige Körperbildung begeisterte Petrus Martyr in seinen *Decades de rebus oceanicis* sogar zu dem Ausspruch, dass die Mädchen der Insel Haiti den schönsten Dryaden und Quellenymphen zu vergleichen seien.

Zugleich bemerkten aber die Spanier schon auf den columbischen Reisen auffallende Verschiedenheiten unter den Bewohnern der neuen Welt. Zwar in ihrem Culturbesitz waren letztere alle darin gleich, dass ihnen die Bekanntschaft mit dem Eisen gänzlich fehlte; die Bewohner jener erstentdeckten Inseln befanden sich noch im Steinzeitalter, wie überhaupt der grössere Theil der später entdeckten Länder Amerikas; ja selbst den Culturvölkern von Mexiko, Centralamerika und Peru war Eisen unbekannt. Doch ist es hier nicht meine Absicht, auf den Culturbesitz und die ethnographischen Verhältnisse der Völker Amerikas genauer einzugehen, lediglich ihre körperlichen Eigenschaften sind der Gegenstand dieses Vortrags. Dass aber nicht alle Einwohner des neu entdeckten Wunderlandes der gleichen Art, dass auf den erst während der zweiten Reise des Columbus entdeckten kleinen Antillen andere Menschen von kriegerischerer Natur, wilderen Sitten und anderen körperlichen Eigenschaften lebten, erfuhr man schon im Verlauf der ersten Reise; und diese wilden Kanibalen der kleinen Antillen, die Caraiben, finden sich in Columbus' Briefen ethnographisch

und körperlich wohl charakterisirt. Columbus betont „die Missbildung ihres Gesichtes“ und bringt diese eigenthümlicher Weise in Beziehung zur Anthropophagie. Es ist diese Stelle von besonderem Interesse. Es handelt sich nämlich um eine künstliche Verbildung des Kopfes, wie sie den Spaniern bei ihrem weiteren Vordringen im neuen Welttheil auf Schritt und Tritt begegnete. Dass eine solche Deformation des Kopfes gerade die Caraiben auszeichnete, erfahren wir genauer aus späteren Berichten, von denen ich hier nur als besonders instructiv den des Pater Labat erwähnen möchte, welcher sich in den Jahren 1693—1698 auf den inzwischen französisch gewordenen Inseln Gouadeloupe und Martinique aufhielt. Dass aber auch die friedlichen Bewohner der zuerst entdeckten Bahama-Inseln, wenn auch in etwas anderer Art, der Mode der künstlichen Verbildung des Kopfes gehuldigt haben, ist besonders aus Oviedo zu ersehen, welcher in seiner *Historia natural e general de las Indias* charakteristische Abbildungen davon liefert. Auch finde ich in Columbus' eigenen Berichten, eine Stelle, welche darauf hinweist. Er sagt von den Einwohnern von Guanahani. „Sie haben alle sehr breite Köpfe und Stirnen, mehr als ich es bei irgend einem Stamm gesehen.“ Es ist bekannt, dass in der Folge die Spanier diese merkwürdige Sitte der künstlichen Verbildung des Kopfes in weitester Verbreitung und in verschiedenen Modificationen bei dem Culturvolk der Peruaner antrafen.

Doch will ich hier einhalten, um nunmehr der Frage näher zu treten: Welchen Gewinn hat die Anthropologie erhalten durch die so eben kurz skizzirten Beobachtungen über die physische Natur der Bewohner einer bisher streng abgeschlossenen neuen Welt?

Dass die Spanier Menschen fanden, Menschen nach allen körperlichen Eigenschaften, ja sogar vielfach von angenehmen Aeusserem bis zu grosser Schönheit, erregt vielleicht unsere geringste Verwunderung, und doch verdient es mit

Rücksicht auf eine später zu besprechende fundamentale Frage hervorgehoben zu werden, dass die körperlichen Eigenschaften jener Menschen weniger verschieden erschienen von denen der europäischen Bevölkerung, als die der verachteten Neger, gleich den weissen Bewohner der alten Welt.

Vom grössten allgemeinen Interesse sind die Beobachtungen über die Hautfarbe, welche dem grossen Entdecker selbst so merkwürdig erschienen, dass er theoretische Erörterungen an seine Beobachtungen anknüpft. Es war damals eine verbreitete Anschauung, dass die Menschen um so schwärzer würden, je näher dem Aequator sie wohnten. Columbus bemerkt nun: „Allein auf der von mir entdeckten Erdseite liegen die Verhältnisse anders und nöthigen zu anderen Schlussfolgerungen. Denn an der Küste Afrikas, unter dem Parallel von Arguin, fand ich die Bewohner dunkel und die Erde wie ausgeglüht. Unter der Breite der Kapverden waren die Eingeborenen noch schwärzer und je weiter nach Süden, desto schwärzer dergestalt, dass unter dem Parallel von Sierra Leone die schwärzesten Menschen wohnen.“ Und nun diese hellen Menschen in den Breiten, welche wie die Trinidads, mit denen zusammenfallen, in welchen auf afrikanischem Boden die schwärzesten Menschen wohnen. Also bei gleicher Aequatornähe die verschiedensten Abstufungen der Hautfärbung, eine Thatsache, scheinbar in schroffster Weise widersprechend den gewöhnlichen Anschauungen, dass Licht und Wärme die wesentlichen Faktoren seien, welche die Hautfarbe bedingen. Auch Columbus theilt letztere Anschauung und sucht aus der Verlegenheit zu kommen, indem er von jenen Menschen sagt: „Sie wohnen nicht an Orten, wo die Sonnenstrahlen am heftigsten und eindringendsten sind.“ Seine anthropologischen Beobachtungen führen uns also hier zu einem der interessantesten Probleme der Anthropologie, zur Frage nach der Abhängigkeit der Hautfarbe des Menschen von äusseren Einwirkungen. Ich erlaube mir noch ein wenig näher auf diesen Gegenstand

einzugehen, da gerade das Studium der amerikanischen Völker hier viel Besonderes zeigt, zu schärferen Fragestellungen führt, als wir sie in unserer, wenn auch ungleich grösseren alten Welt erhalten haben würden.

Während in der alten Welt die Meinung allenfalls eine Stütze finden könnte, dass dunkler gefärbte Menschen mehr den äquatorialen Regionen, die helleren aber den gemässigten und nördlichen Zonen angehören, ist in der neuen Welt, wie auch der flüchtigste Ueberblick lehrt, die Vertheilung der Hautfarben mit einem solchen Schema nicht in Einklang zu bringen, eine total abweichende. Gerade im hohen Norden, bei den Eskimos, und andererseits wieder im südlichen Südamerika, bei den Patagoniern, finden sich besonders dunkle Farben, während im Allgemeinen die Urbevölkerung des tropischen Brasiliens durch lichtere Färbungen ausgezeichnet ist. — In derselben Breite, in welcher die Spanier die hellen Eingeborenen Westindiens trafen, zeigte die Bevölkerung Mexikos besonders dunkle Farbtöne.

Will man sich aber über die Ursachen der verschiedenen Hautfärbungen des Menschengeschlechts klarere Vorstellungen verschaffen, so müssen zunächst die anatomischen Grundlagen der Hautfärbung bekannt sein.

Zwei Factoren bedingen in verschiedensten Modificationen die ausserordentlich mannigfachen Farbtöne der Haut: zunächst ein feinkörniger Farbstoff, welcher, in den tiefsten Zellen der transparenten Oberhaut gelegen, je nach der Reichlichkeit seines Vorkommens die verschiedensten Abstufungen vom lichtesten Gelb bis zum dunkelsten Schwarzbraun hervorruft. Dazu tritt als eine zweite Componente die Farbe des Blutes, welches, in den feinen Gefässen der Lederhaut circulirend, mehr oder weniger durch die Oberhaut durchschimmert und somit mehr oder weniger rothe Töne der gelben oder braunen Färbung beimischt.

Bei starker Sonnenwirkung sehen wir nun bekanntlich leicht eine sogenannte Verbrennung eintreten, ausgesprochen

in einer stärkeren Röthung der Haut, bedingt durch stärkere Füllung ihrer Blutgefässe, und als Folge dieser Röthung bleibt dann wohl eine stärkere Bildung feinkörnigen Farbstoffs, eine Bräunung nach. Dass Röthung und Bräunung unter der Einwirkung des Sonnenlichts zu Stande kommen, kann somit keinem Zweifel unterliegen. Man könnte also aus diesem Grunde erwarten, dass auch überall da, wo die Haut des Menschen einer stärkeren Insolation ausgesetzt ist, intensivere Färbung auftritt. Wir haben gesehen, dass dies durchaus nicht der Fall ist. Es wäre aber ungenügend, einzig und allein die grössere oder geringere Entfernung von Aequator als Prüfstein für jene Auffassung, die durch die positive alltägliche Erfahrung gestützt wird, hinzustellen. Andere Lebensverhältnisse werden offenbar eine nicht minder wichtige Rolle spielen können. Das Wohnen in einem Tiefland oder Hochland, das Leben in finsternen Urwäldern oder lichten Steppen wird nicht ohne Einfluss sein können. In grossen Höhen lebende Stämme scheinen unter sonst gleichen Verhältnissen meist dunkler gefärbt zu sein, als die Bevölkerung des Tieflands. Dass Urwaldbewohner heller gefärbt sind, als die Stämme des offenen Graslandes derselben Breite, berichtet Stanley. Auf ähnliche Verhältnisse könnte man auch die helle Farbe der in den Urwäldern Brasiliens hausenden Stämme, wie z. B. der Botocuden zurückführen wollen.

Aber auch hiermit kommt man noch nicht aus. Die auffallend dunkle Hautfarbe der Eskimos wird wohl schwerlich aus den klimatischen Verhältnissen ihrer Wohnsitze erklärt werden können. Nun kommt noch hinzu, dass keineswegs die der direkten Einwirkung des Sonnenlichts ausgesetzten Körperstellen immer die dunkelsten sind. Bedeckte Körpertheile erscheinen häufig viel dunkler. Fast bei allen Völkern ist, wenn wir von Handteller und Fusssohle absehen, das Gesicht, das doch gewiss exponirt genug ist, der hellste Körpertheil, und der meist verhüllte Rücken viel dunkler.

Es häufen sich hier also die Räthsel. Nur eine Auffassung scheint geeignet, uns aus diesem Meer von Schwierigkeiten heraus zu leiten, eine Anschauung, welche mit unseren Erfahrungen auf anderen Gebieten in vollkommenem Einklang steht: Die Farbe der Haut ist etwas von Alters her Ererbtes, was zwar vorübergehend durch Einwirkung der äusseren Medien modificirt werden kann, wie das Verbrennen, die stärkere Röthung und Bräunung, beweisen, aber dennoch seinen Grundcharakter treu bewahrt, auch dann, wenn das Individuum in Verhältnisse gebracht wird, welche gänzlich andere sind als die seiner Heimat.

Ein Neger verblasst zwar im Norden in geringem Grade, bleibt aber auch bei uns seiner Hautfarbe nach immer als Neger zu erkennen, ebenso wie die Europäer nach längerem Aufenthalt in den Tropen durchaus nicht die Hautfarbe der dunklen Eingeborenen jener Länder annehmen. Die Hautfarbe ist ein altes Erbstück der Menschenracen.

Wir sehen uns also gezwungen, die Frage nach den Ursachen der Hautfärbung in ganz anderer Weise zu stellen. Wir müssen diese Ursachen in jenen Urzeiten des Menschengeschlechts wirksam denken, in welchen noch keine Racen-Sonderung bestanden hat. Wohl hat man Versuche zur Beantwortung dieser Frage unternommen; befriedigende Ergebnisse haben sie aber noch nicht geliefert. Erwähnt sei hier nur, dass Darwin in seinem Buche über die Abstammung des Menschen die Möglichkeit erörtert, es sei die dunkle Hautfärbung der Neger auf eine natürliche Auslese zurückzuführen, weil es bekannt sei, dass Neger gegen die Krankheiten der Tropen eine grosse Immunität besitzen. Abgesehen davon, dass Niemand bewiesen hat, gerade die massenhafte Ausbildung des Hautfarbstoffs schütze den Neger, so lässt dieser Erklärungsversuch die Frage offen, wie denn z. B. die Eskimos zu ihrer dunkeln Hautfarbe gekommen sind. Andere Anthropologen sehen sich, trotz der Schwierigkeiten, welche hier die räumlich so eigenthüml-

liche Vertheilung der Hautfarben bereitet, zu der scheinbar natürlichsten Auffassung gezwungen, dass bei der Differenzierung der Menschenracen dennoch die äusseren Einwirkungen die verschiedenen Hautfärbungen hervorgerufen haben, welche dann bei langer Dauer immer derselben Verhältnisse erblich fixirt wurden. Da nun die jetzige Vertheilung der Menschenracen zweifellos das Resultat zahlreicher Völkerverschiebungen ist, so würden sich dann aus diesen die scheinbaren Widersprüche, welche die jetzige Vertheilung der Hautfarben darbietet, verstehen lassen.

Leider verbietet es mir die Kürze der Zeit, bei diesem interessanten Gegenstand länger zu verweilen. —

Durchmustern wir nun des weiteren die früher mitgetheilten Beobachtungen des Columbus aus dem Gebiete der Anthropologie, so tritt uns zunächst die merkwürdige Sitte der künstlichen Verunstaltung des Kopfes entgegen. Zwar ist diese Verunstaltung bewusst oder unbewusst ausgeübt, auch an den verschiedensten Stellen unserer alten Welt gefunden worden. Haben wir doch die erste Nachricht darüber von unserem Altmeister medicinischer Wissenschaft, von Hippocrates, der genauer beschreibt, wie ein Volk im südlichen Russland, am Asow'schen Meere, durch Umwickeln mit Binden die Kopfform der Kinder künstlich verunstaltete. Auch an anderen Orten der alten Welt, in verschiedenen Gegenden Asiens und Polynesiens ist diese merkwürdige Sitte gefunden, — ja, man kann sagen, dass sie unbeabsichtigt auch in Europa z. B. in verschiedenen Gegenden Frankreichs noch bis in die Jetztzeit hinein geübt wurde und auch wohl noch wird. Ursache der Kopfverbildung ist in diesem letzteren Falle die Mode der Kinderhäubchen, welche durch ein unter dem Hinterhaupt zusammen geknüpftcs Band fixirt wurden.

Alle diese Beobachtungen aber auf dem Gebiete der alten Welt sind spärlich und unbedeutend zu nennen gegen-

über dem, was uns hier Amerika erschlossen hat: die mannigfachsten Formen der künstlichen Verbildung des Kopfes, mittelst der verschiedensten Methoden ausgeführt und mit einer ausserordentlich weiten Verbreitung. Peru und Nord-west-Amerika sind hier die Hauptcentren der merkwürdigen Sitte. Dass aber auch in dem weiten Zwischengebiet, z. B. auf den Antillen, im Mississippithal und an anderen Orten, die Kopfverbildung ebenfalls Sitte war, lehren die Berichte der spanischen Conquistadoren. Es lässt sich also auf Grundlage der amerikanischen Anthropologie auf ungleich breiterer vollständigerer Basis die Frage beantworten, welche Verhältnisse wohl zur ersten Entstehung dieser Unsitte geführt haben mögen. Dass die Mode der Kopfbedeckung der Kinder eine solche Verbildung unbeabsichtigt erzeugen kann, habe ich vorhin schon erwähnt. In Amerika aber wurden nach den verschiedensten künstlichsten Methoden verschiedene Arten von Verunstaltung absichtlich erzeugt. Die allmählichen Uebergänge, die sich gerade in Amerika zwischen den einzelnen Formen nachweisen lassen, liefern gewissermassen das Material für ein Verständniss der ersten Entstehung dieses Gebrauchs. Die einfachste Form ist die Abplattung des Hinterkopfes, — und diese muss dauernd eintreten, wenn das Kind für längere Zeit in Rückenlage befestigt wird. Es hat dies letztere aber in allen Fällen erfolgen müssen, in welchen die Mutter, durch Arbeit beschäftigt, das Kind nicht beaufsichtigen konnte. Das Kind muss durch Festbinden in Tragbrett oder Wiege fixirt werden. So konnte es sorglos mit auf die Feldarbeit genommen, so konnte es gefahrlos bei Wanderungen nomadisirender Völker transportirt werden. Virchow hat sich kürzlich in seinem der Columbusfeier geweihten Werk über amerikanische Schädel in diesem Sinne ausgesprochen und mit Recht betont, dass die Hinterhaupts-Abplattung des Kopfes der Ausgangspunkt für ein Verständniss dieser Sitte sein müsse.

Man kann sich dann leicht vorstellen, dass bei allgemeiner Uebung innerhalb eines Stammes diejenigen Individuen, welche jene Verunstaltung nicht zeigten, aufgefallen sein werden. Was aus Bequemlichkeit entstanden, dessen bemächtigte sich nunmehr die Mode, welche das, was die Mehrzahl der Individuen eines Stammes auszeichnete, auch schön fand. —

Noch eine andere interessante Seite bietet das Studium jener künstlichen Verunstaltung dar. Man hat daran gedacht, — und dies auch, wie Tschudi, beweisen zu können gemeint, — dass sich diese auffallende, unzählige Generationen hindurch fortgesetzte Formumbildung des Kopfes vererbe; — eine sorgfältige Kritik hat jedoch diese Anschauung zurückweisen müssen. Immer und immer wieder musste beim Kind der Prozess der künstlichen Verbildung von Neuem vorgenommen werden, sollte der Erwachsene den künstlich erzeugten Kopftypus seines Stammes besitzen. —

Weitere Probleme allgemeinerer Art eröffnen uns die columbischen Entdeckungen. Dass schon innerhalb des kleinen zuerst entdeckten Gebietes sich auffallende Verschiedenheiten der Körperbeschaffenheit, Sprachen und Sitten zeigten, denen bei fortschreitender Erweiterung der Kenntnisse von den Bewohnern der neuen Welt immer wieder neue hinzugefügt wurden, führt mich auf die so oft und in so verschiedenem Sinne erörterte Frage, ob die einzelnen Zweige der amerikanischen Urbevölkerung einer und derselben Race angehören, oder ob sie sich in verschiedene Racen scheiden. Bei der Beurtheilung dessen, was man eine Race oder Varietät nennen soll, befindet man sich in einiger Verlegenheit wegen der vielfachen Uebergänge. Man wird deshalb gut thun, alle wichtigen anthropologischen Merkmale gegen einander abzuwägen.

Viel hervorgehoben worden ist die vermeintliche ausserordentliche physiognomische Aehnlichkeit der einzelnen Völker Amerikas. Man hat sich sogar zu der Aeusserung

hinreissen lassen: „Wer einen Amerikaner gesehen hat, der hat alle gesehen.“ Ganz anderes ergiebt die unbefangene Beobachtung. Allein auf dem Boden Südamerikas finden sich soviel physiognomische Verschiedenheiten, dass d'Orbigny zu dem entgegengesetzten Ausspruch gelangte. Er sagt wohl ebenfalls übertrieben: „ein Peruaner unterscheidet sich mehr von einem Patagonier und dieser von einem Guarani, als ein Grieche von einem Neger oder Mongolen.“

Auch eine andere weit verbreitete Meinung hat sich als unhaltbar erwiesen. Zur Zeit als Blumenbach's Eintheilung der Menschenrassen nach der Hautfarbe sich noch ungeheilten Beifalls erfreute, bezeichnete man die amerikanische Race als die rothe, und die sogenannten Rothhäute Amerikas sind ja bekanntlich aus der populären Vorstellung immer noch nicht geschwunden, trotzdem es gerade unter der amerikanischen Urbevölkerung ungleich schwieriger sein dürfte, rothe Töne der Hautfarbe nachzuweisen, wie bei verschiedenen Völkern Afrikas. Thatsächlich zeigt, wie ich schon vorhin erörtert habe, die Hautfarbe der Urbewohner Amerikas gelbe und braune Färbungen und zwar vom hellsten Gelbweiss bis zum dunkelsten Braun. Eine Einheitlichkeit besteht also auch auf diesem Gebiet nicht.

Nun hat man aber zu Gunsten der Einheitlichkeit der amerikanischen Völker die grosse Uebereinstimmung angeführt, welche sie in ihrem Haarwuchs und in ihrer Haarfarbe erkennen lassen. Als charakteristisch für sämtliche Amerikaner galt bis vor kurzem das dicke, straffe und zugleich schwarze Haar. Dies und die geringe Entwicklung eines Bartes wurde bereits von Columbus scharf hervorgehoben. Er sagt in dem Bericht über seine erste Reise: „Ihre Haare sind nicht gekräuselt, sondern fallen gerade herab und sind so grob wie Rosshaar“ und ferner: „Weder die Cariben noch die Indianer der anderen Inseln haben einen Bart.“ Nach diesen Angaben würde kein Grund vorliegen, zu bezweifeln, dass die Haarwuchsform der amerikanischen Urbevölkerung mit

der der Mongolen vollkommene Uebereinstimmung zeige, es würde Peschel im Recht sein, wenn er die Urbewohner Amerikas mit den Mongolen unter dem Namen „mongoloide Völker“ zusammenfasst. Aber auch hier hat eine eingehende anatomische Untersuchung in neuester Zeit die alten Vorstellungen zerstört. Fritsch zeigte auf dem Amerikanisten-Congress in Berlin, dass das Haar vieler amerikanischer Stämme sich in wesentlichen Punkten von dem der Mongolen unterscheidet, dass es durchaus nicht immer straff und schwarz ist, sondern braune Farbentöne verschiedener Art und wellige Form aufweisen kann. Auch von den Steinen hebt an den Caraiben-Stämmen Brasiliens den Besitz braunschwarzen, lockigen Haares hervor, welches ihn sehr an das Haar der Polynesier der Südsee erinnert habe. Eine Einheitlichkeit besteht also auch hier nicht: während für viele Stämme vielleicht die Mongolenähnlichkeit des Haares Geltung behalten wird, stimmen andere damit gar nicht überein, sondern ähneln darin den Polynesiern, noch andere zeigen einen auch von dem dieser abweichenden Haartypus.

Es würde ermüdend und zugleich überflüssig sein, hier alle anthropologischen Merkmale, wie Körpergrösse und Körperproportionen eingehend besprechen zu wollen. Es genügt, noch auf eines der wichtigsten körperlichen Merkmale, auf die Kopfform, in aller Kürze einzugehen. Als der Begründer unserer Eintheilung der Kopfformen der Völker, der Schwede Anders Retzius, den ersten Versuch unternahm, die Vertheilung der von ihm unterschiedenen Langköpfe und Kurzköpfe im Kartenbilde zu veranschaulichen, meinte er, gestützt auf ein unvollständiges Material, den ganzen nach Asien schauenden Westen von Nord- und Süd-Amerika den Kurzköpfen, den Osten aber den Langköpfen zuweisen zu dürfen. Diese schroffe Trennung hat ebenso wenig Bestätigung gefunden, wie die Ansicht des amerikanischen Anthropologen Morton, dass die Kopfform der ameri-

kanischen Urbevölkerung eine einheitliche sei. Aus des Letzteren eigenen Tabellen und Abbildungen ergibt sich das Gegentheil. In neuester Zeit hat Virchow in seinem der Columbusfeier gewidmeten Werk über amerikanische Schädel die grossen Verschiedenheiten der amerikanischen Völker nach Kopfform und Gesichtsbildung hervorgehoben, gestützt auf ein ausserordentlich reiches Material. Kurzköpfe, Mittelköpfe und Langköpfe, Schmal- und Breitgesichter finden sich in mannigfachster Vertheilung über den weiten Continent verbreitet, ohne dass es auch hier gelungen wäre, leitende Gesichtspunkte für die räumliche Vertheilung der verschiedenen Kopfformen zu finden.

So kommen wir denn zu dem Ergebniss, dass nach Schädelform und Gesichtsbildung, nach Hautfarbe und Haarwuchs sich zahlreiche grosse Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Bestandtheilen der amerikanischen Urbevölkerung ergeben, die mindestens von dem Werth sind, nach welchem wir bei den grossen Hauptgruppen des Menschengeschlechts, z. B. den Mongolen, oder auch bei den Indoeuropäern, einzelne Unter-Varietäten unterscheiden. In diesem Sinne ist man also jedenfalls berechtigt, davon zu sprechen, dass die amerikanische Race keine einheitliche ist. Es handelt sich nun im Wesentlichen darum, abzuwägen, ob trotz dieser anerkannten Verschiedenheiten die einzelnen Bestandtheile der amerikanischen Urbevölkerung untereinander körperlich näher übereinstimmen, als mit Bestandtheilen anderer grossen Racen z. B. der Mongolen und Polynesiern. Zeigen sie nur Beziehungen zu einer anderen Race, so können wir sie mit demselben Recht wie diese, dennoch als eine einheitliche Varietät des Menschengeschlechts bezeichnen. Sobald sich aber nachweisen lässt, dass ein Theil körperlich mehr mit den Mongolen, ein anderer mehr mit den Polynesiern oder mit noch anderen Gruppen übereinstimmt,

dass sie diesen ähnlicher sind, als anderen amerikanischen Stämmen, so würde damit die Pluralität der Menschenrassen in Amerika erwiesen sein. Mir scheinen nun die vorhandenen anatomischen Materialien in diesem letzteren Sinne zu sprechen, sodass ich nicht anstehe, mich der Meinung anzuschliessen, welche eine Mehrheit von Menschenrassen in Amerika annimmt.

Diese Erwägungen führen somit zu der letzten und fundamentalsten, aber auch schwierigsten Frage nach der Herkunft des amerikanischen Menschen.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, in der kurzen Spanne Zeit, die mir hier zur Verfügung steht, diese hochinteressante Frage auch nur oberflächlich zu beantworten; nur eine flüchtige Andeutung der für ihre Beurtheilung wichtigsten Thatsachen kann hier gegeben werden. Von den vielfachen Sagen, die Amerikas präcolumbische Geschichte umweben, von den alten Traditionen der Culturvölker der Mexikaner und Peruaner, will ich hier absehen, ebenso die vielen zum Theil sehr abenteuerlichen Hypothesen, welche Amerikas Urbevölkerung von historischen Völkern abstammen lassen, übergehen. Alle diese Hypothesen, mögen sie die amerikanische Race in abenteuerlichster Weise von den verlorenen Stämmen Israels ableiten oder auf weithin verschlagene Seefahrer, Griechen, Phönicier und Karthager einerseits, Polynesier, Chinesen andererseits zurückzuführen versuchen, leiden, abgesehen davon, dass ihr Beweismaterial selbst der nachsichtigsten Kritik nicht standhält, an einem wesentlichen Mangel. Sie lassen die Besiedelung Amerikas in historischen Zeiten erfolgen, setzen also voraus, dass zuvor der amerikanische Continent gänzlich unbewohnt war, dass die amerikanische Urbevölkerung eine sehr junge ist.

Dies wird aber durch die hochinteressanten archäologischen Untersuchungen auf amerikanischem Boden direkt widerlegt. Die amerikanische Archäologie hat uns bereits

mit einer Fülle des interessantesten Materials bekannt gemacht. Sehen wir von den zahlreichen wunderbaren Denkmälern der untergegangenen Culturen in Mexiko, Centralamerika und Peru ab, so begegnen uns aus dem Gebiet der amerikanischen Vor- und Urgeschichte eine ganze Reihe von Erscheinungen, über welche keine Ueberlieferung erhalten ist. Eine mit Recht verdiente Beachtung haben in Nordamerika die weit verbreiteten, besonders häufig im Ohio-Gebiet ange- troffenen eigenthümlichen Hügel und Wälle gefunden, welche den Namen Mounds erhalten haben und bald Grundlagen für Wohnungen und Tempel, bald Befestigungen, bald Begräbnisstätten darstellen. Eine Untersuchung der körper- lichen Reste der Erbauer jener Mounds, der sogenannten Moundbuilders innerhalb ihres nördlichen Verbreitungsge- bietes, hat ergeben, dass sie einem physisch anderen Volke angehörten, als die jetzt dort lebenden Indianer, welche keine Erinnerung mehr an die Zeiten, in welchen jene Mounds errichtet wurden, bewahren. Neueste Ermitt- lungen amerikanischer Forscher scheinen allerdings darauf hinzuweisen, dass die Mounds von einem geschichtlichen Volke herrühren, welches auf seinen langen Wanderzügen in vor- geschichtlicher Zeit jene Monumente als Spuren seiner Exi- stenz zurück liess. Welches Alter aber diese so interes- santen Werke besitzen, diese Frage ist meist ebenso schwer zu beantworten, als die nach dem Alter anderer Spuren, welche der Mensch der amerikanischen Vorgeschichte hinterlassen hat, von denen ich hier nur der Muschelhaufen an den Küsten Nordamerikas, oder der ihnen ähnlichen Sambaquis Brasiliens gedenken will. Sie sind analoge Er- scheinungen wie die Kjökkenmöddings der dänischen Küsten. Die amerikanische Archäologie hat bei der Altersbestimmung derartiger Funde eine besondere Schwierigkeit zu überwinden. Funde von Steinwerkzeugen und Waffen sind nur mit grösster Vorsicht als Zeichen uralter Existenz des amerikanischen Menschen zu verwerthen; denn es befand sich ja zur Zeit

der Entdeckung noch die Mehrzahl der Völker Amerikas im Steinzeitalter; ja heutzutage noch stehen verschiedene Stämme im Innern Brasiliens auf dieser primitiven Culturstufe.

So werthvoll also auch sonst die Beigaben der Skeletfunde sind, — hier treten sie an Bedeutung zurück hinter den Thatsachen, welche die anatomische und ganz besonders die geologische Untersuchung ermittelt. Die anatomische Untersuchung kann zeigen, dass jene Menschen eine andere physische Beschaffenheit hatten, als die jetzt lebenden, — und weist damit schon in entlegenere Zeiten zurück. Es bleibt aber der Geologie überlassen, hier den letzten entscheidenden Schritt zu thun. In der That hat nun diese Wissenschaft aus der Berücksichtigung der Lagerungsverhältnisse einzelner Schädelknochen den Nachweis geliefert, dass auch auf amerikanischem Boden der Mensch schon in der unserer jetzigen Erdepoeche vorausgehenden Quartärzeit gelebt hat, wenn sich auch die Hoffnungen, eine noch frühere Existenz des amerikanischen Menschen, in der Tertiärzeit, nachweisen zu können, nicht erfüllt haben. Die Geologie führt uns also zu dem wichtigen Resultat, dass der Mensch in Amerika uralt ist, so alt, wie auf dem Boden der alten Welt; und die anatomische Untersuchung der Reste dieses Ur-Amerikaners ergiebt, dass er schon in dieser ältesten Zeit in Varietäten geschieden war.

Damit fallen aber sämmtliche luftigen Gebäude, welche ich vorhin kurz erwähnt habe, zusammen. Eine andere Frage tritt uns entgegen. Wenn der Mensch in Amerika, soweit die in unserem Besitz befindlichen geologischen Documente reichen, so alt ist, wie in der alten Welt, so liegt der Gedanke nahe, er sei unabhängig von dem der alten Welt in Amerika selbst entstanden als wahrer Autochthone. So reizvoll diese Hypothese auch sein mag, eine einfache klare Thatsache spricht dagegen: die grosse körperliche Uebereinstimmung des amerikanischen und altweltlichen Menschen, die nicht denkbar wäre bei einem Ursprung aus

verschiedenen Quellen, sondern nur verständlich wird bei der Annahme eines einheitlichen Ursprunges aller Menschen, welche die Erde je bevölkert haben und noch bevölkern.

Es bleibt also nur der Ausweg, dass die amerikanische Urbevölkerung mit der altweltlichen zusammenhängt, — und dann ist wohl die Annahme, sie stamme von der altweltlichen ab, natürlicher, als die umgekehrte. Wie im Einzelnen diese Abstammung zu denken ist, darüber können wir nur muthmassen. Am wahrscheinlichsten dürfte nach dem, was ich vorhin über die Nicht-Einheitlichkeit der amerikanischen Race auseinander gesetzt habe, sein, dass nicht auf dem Wege eines einheitlichen von einer Seite her, z. B. über die Beringstrasse, erfolgenden bevölkernden Stromes, sondern zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten aus die Einwanderung des Menschen in Amerika erfolgt ist. Näheres beweisen lässt sich da allerdings nicht. Wir sind hier lediglich auf Vermuthungen angewiesen. Eine Gewissheit werden wir hier wohl nie erhalten können; wohl aber wird es möglich sein, trotz mangelnder historischer Ueberlieferung bei unbeirrter Verfolgung des Zieles mehr und mehr das Dunkel zu erhellen, welches die Geschichte des präcolumbischen Menschen umhüllt. Dass aber an der Lösung dieser Aufgabe mitzuarbeiten, nicht nur Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft, sondern auch die Geologie und die von mir vertretene Wissenschaft, die physische Anthropologie, berufen sind, glaube ich in diesem Vortrage erwiesen zu haben.

Der enge Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften, welche unsere Hochschulen heutzutage in den verschiedenen Fakultäten gesondert zur Darstellung bringen, wird durch ein neues Beispiel auf einem, scheinbar ganz entlegenen Gebiet erwiesen; — die Berechtigung aber unserer deutschen Universitäten, festzuhalten an der innigen Verbindung der Fakultäten zu einer Gesamt-Universität,

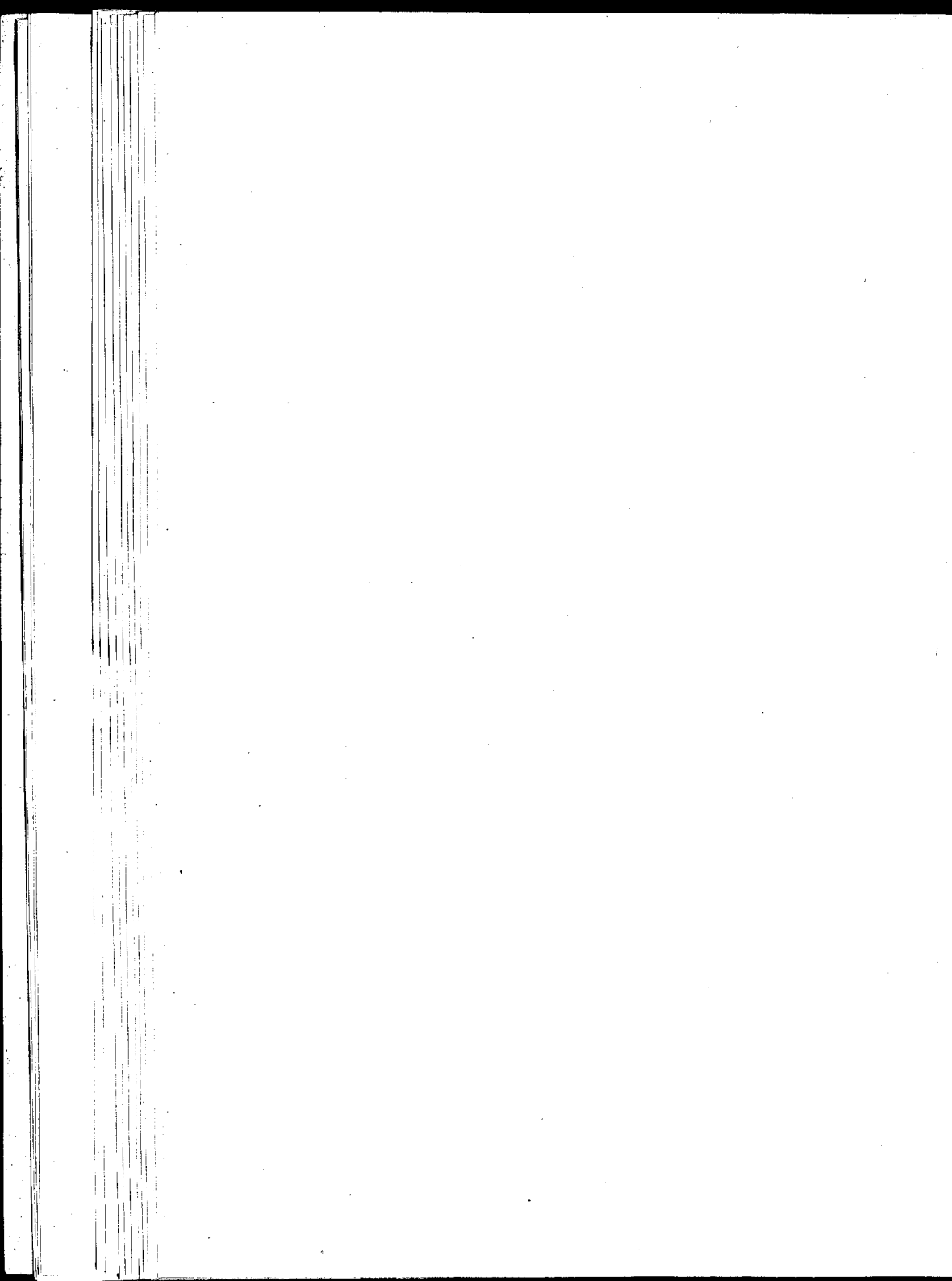
eine Zersplitterung in einzelne Fachschulen abzulehnen, erhält durch diese Erwägungen eine neue Stütze. Die Universitas literarum ermöglicht es dem Specialforscher, sich vor Einseitigkeit in seinem Fach zu bewahren mit weiterem umfassenderem Blick einem jeglichen Fortschritt unseres Wissens auf den verschiedensten Gebieten zu folgen und daraus wieder neue belebende Anregung für die eigene Fachwissenschaft zu gewinnen. —

REDE
ZUR ENTHÜLLUNG DER BÜSTE VON EDUARD REUSS

GEHALTEN VON

DR. W. NOWACK

O. PROFESSOR DER THEOLOGIE.



Hochgeehrte Festversammlung!

Die eben verklungenen Töne haben der Stimmung Ausdruck gegeben, die unsere Herzen erfüllt. Denn wenn wir heute dankbar des Mannes gedenken, dessen Büste fortan in diesem Raume späteren Geschlechtern eine Erinnerung an ein Leben voller Mühe und Arbeit, aber auch voll grosser Erfolge sein soll, so können wir dies im Sinne des Verewigten nur, wenn wir über ihn hinausschauen auf den, der ihn in seinen Dienst berufen und ihn tüchtig gemacht in selbstlosem Sinne der Wahrheit zu dienen. Als Eduard Reuss, der langjährige Senior unserer Hochschule, vor nun zwei Jahren die Augen schloss, war es uns allen gewiss, dass es für uns eine Pflicht der Dankbarkeit sei, die Erinnerung an ihn hier in diesem Raume auch äusserlich festzuhalten, denn es kann kein Zweifel sein, dass er unter den elsässischen protestantischen Theologen dieses Jahrhunderts einer der hervorragendsten war. Es mag sein, dass andere auf die Kirche ihrer Gegenwart vielleicht einen tiefergehenden Einfluss ausgeübt haben, weil sie es verstanden, in anderer Weise in den Gang der Dinge einzugreifen, die Bedeutung kaum eines reicht aber über die Grenzen dieser Landeskirche wesentlich hinaus, nur Ed. Reuss hat mit reicher Hand eine Fülle von Samenkörnern ausgestreut, welche überall, wo nur immer die protestantische Theologie eine Stätte gefunden

hat, aufgegangen sind. Jene folgenreiche Wendung in der Pentateuch-Kritik, welche wir heute durch die Namen Graf-Wellhausen zu kennzeichnen pflegen und welche in ihren Konsequenzen zu einer ganz anderen Auffassung der religionsgeschichtlichen Entwicklung Israels geführt hat, geht in ihren Anfängen auf Eduard Reuss zurück. In seiner These, gerade jetzt vor 60 Jahren, vertheidigte er den Gedanken, dass nicht das Gesetz, sondern vielmehr die Propheten den Anfang des litterar- wie religionsgeschichtlichen Prozesses repräsentirten und dass erst nach Gesetz und Propheten die Psalmen folgen. Mannigfache Gründe trugen dazu bei, dass unser Meister das, was er in seiner genialen Intuitionsgabe gesehen, nicht im Einzelnen durchführen und begründen konnte. Hatte er auch einst von Gesenius in Halle und Sylvestre de Sacy in Paris eine durchaus gründliche philologische Bildung empfangen, doch widerstrebte seine Eigenart der philologischen und historischen Detailarbeit, er verkannte ihre Bedeutung nicht, wusste sich auch in umfassendem Masse ihre Resultate anzueignen, aber seine eigentliche Stärke lag doch darin, mit genialem Griffel die charakteristischen Momente einer Entwicklungsperiode oder die Eigenart eines litterarischen Kunstwerkes zu zeichnen. Wesentlich darin liegt es auch begründet, dass er gegen den Abend seines Lebens sich fremder fühlte in dem Kreise alttestamentlicher Fachgenossen, denen durch den Gang der Entwicklung gerade diese Detailarbeit augenöthigt war. Das andere Hinderniss, das dem weiteren Ausbau seiner damaligen Gedanken sich entgegenstellte, lag in der ihm immer klarer werdenden Nothwendigkeit, neues Leben dem im Absterben begriffenen französischen Protestantismus zu bringen dadurch, dass er ihn mit den Ergebnissen deutscher protestantischer Theologie bekannt machte. Reuss war noch durchaus in einsprachiger deutscher Erziehung aufgewachsen und blosser Liebhaberei hätte ihn, der 1838, als in grösserem Umfange der Zug der elsässischen Jugend nach Paris be-

gann, sein mannhaftes: „wir reden deutsch“, in die elsässische Jugend hineinrief, niemals dazu bestimmen können, den grössten Theil seiner Werke in französischer Sprache erscheinen lassen, er that es, durchdrungen von jener vorher berührten Nothwendigkeit, durchdrungen auch von der richtigen Erkenntniss, dass gerade er dazu berufen sei, diese Mittlerrolle zu übernehmen, denn wo gab es unter allen, die in Betracht kommen konnten, einen zweiten, der in gleicher Weise in deutscher Wissenschaft wurzelte und so wie er auch mit deutschen Gelehrten persönliche Fühlung unterhielt? Was Ed. Reuss damals anstrebte, das ist ihm in wunderbarer Weise gelungen, eine Wiederbelebung der französischen protestantischen Theologie und damit des französischen Protestantismus überhaupt, ja sein grosses Bibelwerk, in welchem er mit staunenswerthem Fleiss die Ergebnisse der Arbeit der letzten Decennien niederlegte, wirkte und wirkt bis zur Stunde noch weit über die Grenzen der protestantischen Kirche hinaus in der französischen Welt. Das ist ihm freilich nur dadurch möglich geworden, dass er über eine Gestaltungskraft verfügte, die auch des sprödesten Stoffes Meister zu werden vermochte, dass er eine künstlerische Darstellungsgabe besass, und auch die verwickelsten Probleme mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit zu zeichnen vermochte, wie nicht viele unter den deutschen Gelehrten. Hatte er auch nicht jene religiöse Congenialität, welche nöthig ist, um die Gestalten der grossen Propheten vor unseren Augen neu erstehen zu lassen, so hatte er doch für die poetische Litteratur kraft seiner dichterischen Begabung eine unvergleichliche Fähigkeit der An- und Nachempfindung. So werden Sie es verstehen, wenn wir in Ed. Reuss einen gottbegnadeten Gelehrten und Schriftsteller verehren, der allezeit unter die ersten Söhne dieses Landes gezählt werden wird. Diese Räume freilich erinnern uns daran, dass er nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Lehrer war, ein Lehrer, wie er nicht allzuoft auf dem

Katheder sitzt. Sechs Jahrzehnte hindurch hat er gewirkt und bis wenige Jahre vor seinem Tode mit stets sich gleichbleibendem Erfolge. Des Stoffes völlig Meister, des Wortes in hohem Grade mächtig, voll Feuer und Begeisterung für seinen Gegenstand, seine Rede oft mit Spott oder Humor würzend, so steht er vor den Augen seiner Schüler; als den liebenswürdigen Kollegen, der vom ersten Tage an dem Neugekommenen es vergessen zu machen suchte, dass er ein Fremdling auf diesem Boden sei, als den feinen geistvollen Gesellschafter, der keine grössere Freude kannte, als im Kreise der Kollegen sich zu freuen und aus seiner reichen Fülle ihnen zu spenden, als den geraden Mann, der, nachdem er den entscheidenden Schritt gethan, um an dieser Hochschule zu wirken, auch ohne Hintergedanken sich ganz und voll in ihren Dienst und in unsere Gemeinschaft stellte, als solchen haben wir, seine Kollegen, ihn kennen und lieben gelernt und als solcher wird er in unserem Kreise fortleben. Diese Büste, zu deren Enthüllung wir jetzt hier versammelt sind, soll ein Zeugniss des Dankes seiner Kollegen, seiner Schüler und seiner Freunde sein, den kommenden Geschlechtern aber, besonders den Söhnen dieses Landes, möge das Bild unseres Ed. Reuss, des langjährigen Seniors unserer Universität, von einem langen Leben erzählen, das köstlich gewesen, weil es reich an Mühe und selbstloser Arbeit im Dienste der Wahrheit gewesen ist. Möge sich in gewissem Sinne an ihm des Apokalyptikers Wort erfüllen: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Und nun möge die Hülle fallen, welche die Züge unseres alten verehrten Kollegen uns verhüllt!

BERICHT

ÜBER DIE

PREISBEWERBUNG FÜR DAS JAHR 1892/93

UND ÜBER DIE

PREISAUFGABEN FÜR DAS JAHR 1893/94

SOWIE ÜBER DIE PREISAUFGABEN

DER LOBSTEIN-PREISSTIFTUNG

DER

MAX MÜLLER'SCHEN PREISSTIFTUNG

UND DER

LAMEY-PREISSTIFTUNG.



1. Die EVANGELISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT hatte die Preisaufgabe gestellt:

„Die Logia-Quelle, Geschichte der Hypothese. Ist die „selbe unumgänglich? Gibt es auch ausserkanonisches Material zur Herstellung der Quelle? Wie „musste dieselbe etwa ausgesehen haben?“

Zur Beantwortung dieses Themas ist nur ein Versuch gemacht worden. Die unter dem Motto *οἱ λόγοι μου οὐ μὴ παρέλθωσιν* eingereichte Arbeit gibt zwar Anlass zur Beanstandung in Bezug sowohl auf Methode als auf Form der Polemik. Andererseits verdienen der Fleiss, die Gründlichkeit und namentlich die Selbständigkeit der Forschung alle Anerkennung. Auch die Resultate sind immerhin beachtenswert genug, um den Verfasser des vollen Preises würdig erscheinen zu lassen.

Der Verfasser der Arbeit ist: Tjitze de Bœr, cand. theol. et phil. aus Wirdum.

2. Von den von der RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT gestellten Preisfragen ist die aus dem Gebiete der Staatswissenschaften gegebene Aufgabe:

„Darstellung der Geschichte des Weltpostvereins,“ zweimal bearbeitet worden.

Die Arbeit mit dem Motto: „Festgefügt vom Fundament zum First steht heute der Bau der Völkervereinigung auf dem Gebiete des Postverkehrs einzig da in der Welt (Jung)“ enthält nur eine, zwar nicht ohne Fleiss angefertigte, aber der Kritik nicht unterworfenen Zusammenstellung von Berichten, welche die Vorgänge im Weltpostverein nur im Auszug wiedergeben, und ermangelt so sehr des Verständnisses für den innern Zusammenhang der zu schildernden Thatsachen, dass von einer wissenschaftlichen Behandlung der gestellten Aufgabe nicht gesprochen werden kann. Auch formell ist die Arbeit insofern misslungen, als die ersten grundlegenden Verträge im Vergleich zu den späteren viel zu kurz besprochen worden und als verschiedene Darstellungen eingeschoben sind, die mit dem Thema gar nichts zu thun haben. Ein Preis konnte dem Verfasser nicht zuerkannt werden.

Die andere Arbeit trug das Motto: „Un jour viendra où sous la pression irrésistible de l'opinion publique et de ce besoin de circulation et de communication qui est un des caractères les plus saillants de notre époque, la poste, dans toutes les parties du monde civilisé, recevra une organisation identique, sera soumise aux mêmes lois, aux mêmes règles (Baret, documents du congrès postal de Berne)“. Diese Arbeit ist eine bisher noch nicht versuchte, genaue, quellenmässige Darstellung der Geschichte des Weltpostvereins auf Grundlage sämtlicher Protokolle und Berichte der internationalen Postkongresse. Es ergibt sich aus derselben nicht nur im Einzelnen, welche Schwierigkeiten bei den Verhandlungen zu überwinden waren und wie sie überwunden wurden, sondern auch welches die leitenden positiven Prinzipien der Entwicklung gewesen sind, wie dieselben verwirklicht wurden. Obgleich von dem Verfasser die geschichtliche Forschung nicht ganz bis zur Gegenwart fortgeführt worden ist, erkennt ihm doch die Fakultät wegen der sehr sorgfältigen und zugleich geschickten Behandlung der gestellten Aufgabe den vollen Preis zu.

Als Verfasser ergab sich: Hugo Weithase, stud. jur. aus Langensalza.

3. Von der PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT war die im vorigen Jahre gestellte Preisfrage:

„Entwicklung des historischen Lieds bei den Angelsachsen und dessen Verhältniss zum Epos“

wiederholt worden.

Es ist eine Bearbeitung eingelaufen mit dem Motto: „Môd sceál pē mære pē ūre maegen lytlad.“ Lied auf Byrhnóths Tod. v. 313. (Mut braucht es um so mehr, je geringer unser Könen ist.)

Die Fakultät spendet dem Fleiss und der methodischen Anlage der Arbeit entschiedene Anerkennung. Der Verfasser hat zugleich eine besonnene Kritik und eine selbstständige Beobachtungsgabe dargethan. Die gewonnenen Resultate sind einleuchtend und können bei abermaliger Durchsicht noch vervollständigt, sowie durch Ausfeilen des Stils in besseres Licht gesetzt werden. Die Abhandlung wird des vollen Preises für würdig erklärt.

Als Verfasser der Arbeit ergab sich: Daniel Abegg, stud. phil. aus Bremen.

4. Die von der MEDIZINISCHEN und von der MATHEMATISCHEN UND NATURWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT gestellten Preisaufgaben sind nicht bearbeitet worden.

Für das Universitätsjahr 1893/94 werden folgende Preisaufgaben gestellt:

I. Von der EVANGELISCH-THEOLOGISCHEN FAKULTÄT:

„Der Offenbarungsbegriff in der neueren Theologie.“

Die Bearbeitungen können in deutscher oder in französischer Sprache abgefasst werden und sind bis zum 1. Februar 1894 dem Dekan einzureichen.

II. Von der RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHEN
FAKULTÄT:

1. Aus dem Gebiete des römischen Rechts:

„Unter kritischer Benutzung der von Eisele und
„Gradenwitz angegebenen Interpolationskennzeichen
„soll versucht werden, die Interpolationen in Buch
„II bis IX des codex Justinianus zu ermitteln.“

2. Aus dem Gebiete des Kirchenrechts:

„Die rechtliche Bedeutung des Bekenntnisses in der
„elsass-lothringischen Kirche Augsburgischer Kon-
„fession.

3. Aus dem Gebiete der Nationalökonomie:

„Es soll untersucht werden, auf welche Weise in
„England der Uebergang von der Silberwährung
„zur Goldwährung vorbereitet war, ehe derselbe
„gesetzlich vollzogen wurde.

Die Arbeiten sind in deutscher Sprache abzufassen und
bis zum 1. Februar 1894 dem Dekan einzureichen.

III. Von der MEDIZINISCHEN FAKULTÄT wird zunächst
die im vorigen Jahre gestellte Aufgabe:

„Selbstständige Untersuchungen über das Verhalten
„des Lichtsinnes bei den Krankheiten der Ader-
„haut, der Netzhaut und des Sehnerven und
„beim Glaucom“

wiederholt. Neugestellt wird die Aufgabe:

„Experimentelle Untersuchungen über Einfluss des
„Nervensystems auf den Eintritt und Ablauf der
„Totenstarre.“

Die Bearbeitungen sind in deutscher Sprache abzufassen
und bis zum 1. März 1894 dem Dekan einzuliefern.

IV. Von der PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT wird zunächst
die bereits im vorigen Jahre gestellte Preisfrage wiederholt:

1. „Die Quellenzeugnisse vornehmlich des 12. und „13. Jahrhunderts, aus welchen auf die Schnelligkeit der Fortbewegung von Königen und „Fürsten, sowie von Eilboten bei Reisen in „Friedenszeiten und von marschirenden Truppentheilen im Kriege geschlossen werden kann, „sollen gesammelt und kritisch gewürdigt werden.“

Als neue Preisfragen werden gestellt:

2. „Eine Lautlehre der französischen Ortsnamen.“
3. „Plutarchus in Moraliis quae adtulit poetarum „memorias quaeritur quatenus ipse eas ex ipsis „poetis collegerit quatenus ab aliis auctoribus „mutuatus sit.

Die Bearbeitungen sind bis zum 15. Februar 1894 dem Dekan der philosophischen Fakultät einzuliefern.

V. Von der MATHEMATISCHEN und NATURWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT wird gewünscht:

- „Eine auf eigenen Untersuchungen begründete Kritik „der jüngst erschienenen Arbeit von Delage „Embryogénie des Éponges mit besonderer Berücksichtigung des Süsswasserschwammes.“

Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1894 dem Dekan der Fakultät einzureichen.

Für alle vorstehenden Preisaufgaben der Fakultäten gilt die Bestimmung: Zur Bewerbung sind nur solche Studenten zugelassen, welche innerhalb des auf die Verkündung der Aufgaben folgenden Jahres in Strassburg immatrikulirt sind.

Zur Bewerbung um den Preis LOBSTEIN wird folgende Aufgabe gestellt:

- „Es ist zu untersuchen, auf welchen Bahnen die „böartigen Neubildungen der weiblichen Ge-

„schlechtsorgane in diesen, wie im übrigen
„Körper sich ausbreiten und weiter wachsen“.

Die Bearbeitungen sind bis zum 1. März 1894 dem Dekan der medizinischen Fakultät einzuliefern. Die Bewerbung kann auch Nicht-Studierenden gestattet werden, doch erlischt das Anrecht zur Zulassung vier Jahre nach Beendigung des akademischen Studiums.

Der Preis beträgt 135 Mark.

Die Aufgabe der MAX MÜLLER'schen Preisstiftung lautet:

„Es soll von den, im sechsten Anga des Jaina-
„Canons enthaltenen Gleichnissen ein gesäuberter
„kritischer Text nebst Uebersetzung und litterar-
„geschichtlicher Erläuterung geliefert werden.“

Zur Bewerbung zugelassen sind nicht bloss Studenten, sondern auch solche, welche ihre Studien bereits vollendet haben, beide nur, insofern sie wenigstens zwei Semester bei der Universität Strassburg immatrikulirt waren; dabei wird das Semester, in welchem die Arbeit einzureichen ist, für voll gerechnet.

Der Anspruch auf Zulassung erlischt vier Jahre nach Ablauf des akademischen Trienniums.

Die Preisarbeiten können in deutscher, englischer, französischer, italienischer oder lateinischer Sprache abgefasst sein.

Die Preisarbeiten müssen spätestens am 1. Dezember 1894 bei dem Dekan der philosophischen Fakultät abgeliefert werden.

Der volle Preis beträgt 750 Mark.

Für die LAMEY-Preisstiftung stellt die Universität Strassburg folgende neue Preisaufgabe:

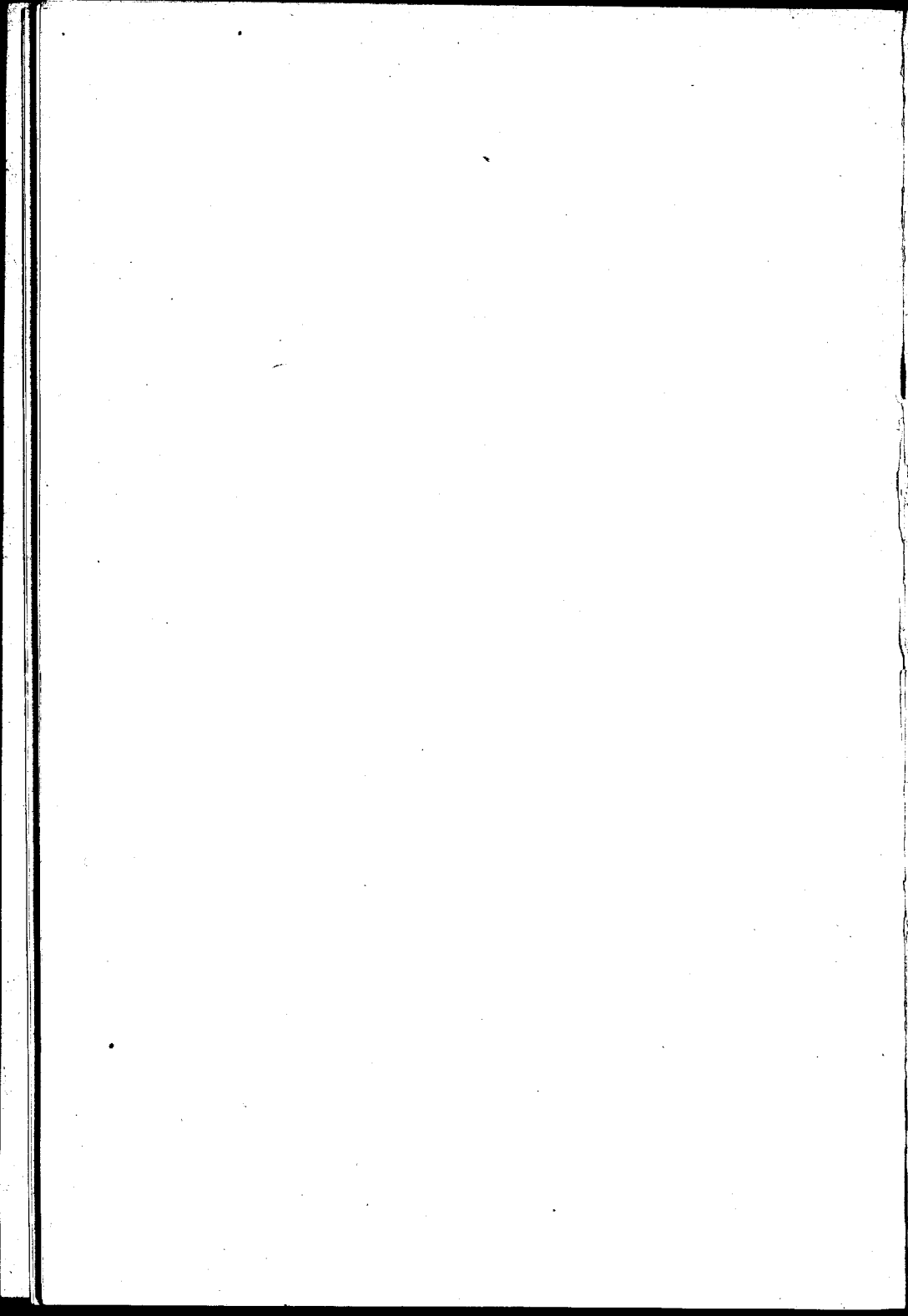
„Es ist zu untersuchen, welche Aenderungen der
„Sterblichkeit, vornehmlich in den grösseren
„Städten Deutschlands sich als Folgen hygie-
„nischer Verbesserungen nachweisen lassen.“

Die Arbeit wird wesentlich eine statistische sein müssen. Es kommt dabei nicht auf methodologische Untersuchungen über Messung der Sterblichkeit an; die vorzuführenden Messungen müssen jedoch in Bezug auf Grundlagen und Verfahren zuverlässig sein. Das Hauptgewicht ist darauf zu legen, dass aus reichhaltigem Material möglichst genau der Zusammenhang zwischen Aenderungen der Sterblichkeit und hygienischen Verbesserungen (wie Impfwesen, Wasserleitung u. dgl.) dargethan wird; auch der Vergleich schlechterer Stadttheile mit besseren ist nicht ausgeschlossen.

Der Preis beträgt 2400 Mark.

Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1895 eingeleistet sein. Die Vertheilung des Preises findet statt im Laufe des Jahres 1895. Die Bewerbung um den Preis steht Jedem offen, ohne Rücksicht auf Alter oder Nationalität. Die Concurrnzarbeiten können in deutscher, französischer und lateinischer Sprache abgefasst sein. Die Einreichung der Concurrnzarbeiten erfolgt an den Universitätssecretär. Die Concurrnzarbeiten sind mit einem Motto zu versehen, der Name des Verfassers darf nicht ersichtlich sein. Neben der Arbeit ist ein verschlossenes Couvert einzureichen, welches den Namen und die Adresse des Verfassers enthält und mit dem Motto der Arbeit äusserlich gekennzeichnet ist. Die Versäumung dieser Vorschriften hat den Ausschluss der Arbeit von der Concurrenz zur Folge. Geöffnet wird nur das Couvert des Verfassers der gekrönten Schrift. Zur Zurückgabe der nicht gekrönten oder wegen Formfehler von der Concurrenz ausgeschlossenen Arbeiten ist die Universität nicht verpflichtet.





ANHANG.

Verzeichniss der Geschenke,

die der Universität und den mit ihr verbundenen Anstalten
im Jahre 1892/93 zugegangen sind.

Das Theologische Seminar

erhielt 776 Bände, die ihm von dem verstorbenen Prof. Dr. A. Krauss
testamentarisch vermacht wurden.

Anatomisches Institut.

Von Dr. Sick in Hamburg: 2 Racen-Schädel, 1 Gipsmaske und
verschiedene Embryonen; von Dr. Kranz: 1 Racen-Schädel;
von Prof. Dr. Heger in Brüssel: 10 belgische Schädel; von
Herrn Neddermann in Strassburg: verschiedene Thiere; von
Professor Dr. Cunningham in Dublin: 1 Buch; von Professor
Dr. Schwalbe: 56 Schädel seiner Privatsammlung.

Philosophisches Seminar

hat eine Anzahl von Dissertationen und andern Büchern von Mit-
gliedern des Seminars erhalten.

Historisches Seminar.

Die Abtheilung für mittelalterliche deutsche Geschichts-
forschung erhielt verschiedene Schriften von den Professoren
Bresslau, Holtzmann, Michaelis und Varrentrapp, und von meh-
rern ehemaligen Mitgliedern.

Die Abtheilung für neuere Geschichte erhielt Ge-
schenke von den Professoren Baumgarten, Bresslau, Michaelis
und Varrentrapp, von Dr. Kriehn und von der Centraldirektion
des deutschen archaeologischen Instituts.

Das kunstarchaeologische Institut

erhielt eine Anzahl von Druckwerken vom Ministerium für Elsass-Lothringen, von der Centraldirektion des Kais. Archaeologischen Instituts, von Geheimrath Dr. Albrecht, Prof. Dr. H. v. Brunn, Prof. Dr. Michaelis und Dr. O. Rubensohn.

Das kunstgeschichtliche Institut

erhielt eine Anzahl von Kupferstichen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts von Prof. Kohlrausch und die Photographie eines Altarbildes in Nordhausen von stud. phil. Stolberg.

Philologisches Seminar.

Mehrere Dissertationen.

Seminar für deutsche Philologie.

Mehrere Schriften von Prof. Dr. Brandl, Prof. Dr. Varrentrapp, Dr. Kassewitz und Dr. Leinen.

Seminar für romanische Sprachkunde.

Einige Schriften von Prof. Dr. Brandl und von Mitgliedern des Seminars.

Seminar für englische Sprachkunde.

Die Verleger Weidmann, Tauchnitz und Velhagen und Klasing schenkten ihre Schulausgaben englischer Autoren. Frau Professor ten Brink überwies dem Seminar drei Bücherschränke von Mahagoniholz aus dem Nachlass ihres Gatten. Das hiesige neuphilologische Seminar leitete eine Sammlung ein, um das einzige lebensgrosse Porträt von Prof. ten Brink, welches existiert, zu erwerben, und schmückte damit das englische Seminarzimmer.

Das geographische Seminar

erhielt: vom Ministerium für Els.-Loth.: Wasserstandsbeobachtungen an den Hauptpegeln der Ill, Mosel und Saar in Els.-Loth., Jahrgang 1891; Ergebnisse der Untersuchungen der Hochwasserverhältnisse des deutschen Rheingebiets, herausgegeben vom Centralbureau für Meteorologie und Hydrographie des Grossherzogthums Baden, Berlin 1891; vom Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin: K. Kretschmer, Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes, Atlas; von cand. phil. Rubel: einen Kasten zum Aufbewahren von Karten; von Prof. Dr. Cohen in Greifswald: eine Suite von Geschieben aus der norddeutschen Ebene und von schwedischen Gesteinen; von Prof. Dr. Krazzer: v. Zöppelin, aus Spitz-

bergen, Stuttg. 1892; von Privatdozent Dr. Hergesell: Tide fables for the Port of Aden, 2 Photographien und Niederschlagsbeobachtungen der meteorolog. Stationen im Grossherz. Baden, Jahrgang 1891; von Schulamtskandidat Bamler ein Stück für die geophysikalische Sammlung; von Prof. Dr. Gerland mehrere Karten; von Oberlehrer Dr. Langenbeck: von Seebach, Die Vulkane Centralamerikas (Göttingen 1892); von der Kommission für die geologische Landesuntersuchung: Abhandlungen, Bd. V, X. 1, Mittheilungen Bd. III, X. 2—4 und Bd. IV, X. 1, sowie Geologische Spezialkarte, Blatt Saarbrücken, Lembach, Weissenburg, nebst Erläuterungen; von Prof. Dr. Benecke: geolog. Uebersichtskarte von Elsass-Lothringen, Strassburg 1892.

Mathematisches Seminar.

Verschiedene Bücher von Prof. Dr. Christoffel, Prof. Dr. Reye und Oberlehrer Prof. Dr. Simon.

Das zoologische Institut

erhielt Bücher von der Universität Turin, von den Professoren Reye und Graf zu Solms-Laubach, von Dr. O. von Rath und von Privatdozent Dr. F. von Wagner.

Das botanische Institut

erhielt an Geschenken von H. Heller in Münster i. E. eine Pflanze von Phalaenopsis Schilleriana; von Justizrath Dr. Arnold in München Fortsetzungen seiner Exsiccataensammlungen; von H. Arthur Lister in Leytonstone bei London einige Myxomyceten und von Dr. Karsten, Docenten der Botanik zu Leipzig, japanische Früchte.

Das mineralogische und petrographische Institut

erhielt Geschenke von Bergingenieur Moser (Erzberg b. Eisenerz, Steiermark) Prof. Brögger in Christiania, Dr. med. Kihn in Gross-Auheim, Dr. med. Flach in Aschaffenburg, Obersteiger Schlifter in Bieber, Bergingenieur Frantzen in Meinungen, A. Hahn in Idar, Dr. Feurer in Rufach und Dr. Linck.

Das geognost.-paläontologische Institut

erhielt: von Prof. Dr. Graf zu Solms-Laubach mehrere Bücher und Petrefacten; von Prof. Dr. Steinmann in Freiberg i. B., Dr. Ulrich in Leipzig, Dr. Stuber in Freiberg i. S., Hahn in Idar, Steuer in Strassburg, Prof. Andreae in Heidelberg, Dr. E. Fraas in Stuttgart, Prof. Mühlberg in Aarau, stud. Noeldecke verschiedene Versteinerungen und Gesteine.

Das pharmaceutische Institut

erhielt von Prof. Dr. F. A. Flückiger (z. Z. in Bern) eine Sammlung von Chinarinden; von John Elliott Howard in London diverse pharmaceut. Schriften; von Prof. Dr. Graf zu Solms-Laubach verschiedene pharmaceut. Drogen f. d. Sammlung; von I. E. Gerock, Assistenten des pharmaceut. Inst.: 5 auf Carton gezogene, von dem Donator ausgeführte pharmakognostische Karten d. einzelnen Welttheile; von Prof. Dr. Schär eine grössere Anzahl von Büchern und Broschüren.

Das astronomische Institut

erhielt wie in den Vorjahren von Privaten und verwandten Instituten eine grosse Anzahl neuer Werke und Fortsetzungen zu begonnenen Werken.

Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.

Namhaftere Geschenke wandten der Bibliothek im Jahre
1892/93 zu:

1. Government of Goa (Hindostan).
2. L. F. Freiherr von Eberstein in Berlin.
3. Eugen Rizo-Rangabé in Athen.
4. Prof. Dr. Graf zu Solms-Laubach in Strassburg.
5. Prof. Dr. Brandl in Strassburg.
6. Rector Jungk in Saarbrücken.
7. Kaiserliche Fortification in Strassburg.
8. Prof. Dr. Varrentrapp in Strassburg.
9. Bureau des Landesausschusses in Strassburg.
10. J. Benzinger u. Co., Buchhandlung in Einsiedeln.
11. Kaiserl. Oberschulrath in Strassburg.
12. Prof. Dr. Martin in Strassburg.
13. Karl J. Trübner, Verlagsbuchhandlung in Strassburg.
14. Königliche Bibliothek in Berlin.
15. Prof. Dr. Nöldeke in Strassburg.
16. Georg Kühlwein in München.

